

Albrecht von Haller.

(1708—1777.)

Geb. am 16. Oct. 1708 zu Bern; einer der gelehrtesten und würdigsten Männer des Jahrhunderts; schon als Knabe ausgezeichnet durch Sprachkenntniß und wissenschaftlichen Ernst; studirte von seinem 15. bis 18. Jahre in Tübingen und Leiden Medicin, bereisete dann England und Frankreich, verlegte sich in Basel auf Mathematik und Botanik, durchwanderte 1728 für Pflanzenkunde die Schweizergebirge, ließ sich als Arzt in Bern nieder, erhielt 1736 einen Ruf nach Göttingen als Professor der Arznei, Anatomie und Botanik, ward der Ruf der Universität, wurde 1749 vom Kaiser geadelt, kehrte 1753 in sein Vaterland zurück und lebte als Amman zu Bern unter fortwährenden glänzenden Auerbietungen von außen, einzig seinem Amte, den Wissenschaften und erlaubs-süßlichem Ernste geweiht. — Seine Gelehrsamkeit, begleitet von ruhrender Bescheidenheit, ist erhaunlich, so daß es von ihm heißt: „Es ist schwer zu sagen, was er nicht mußte“; sein Vortragswechsel in deutscher, lateinischer, französischer, englischer und italienischer Sprache äußerst umfangreich (allein mit Gekner in Zürich 156 lateinische); seine wissenschaftlichen Forschungen bilden noch jetzt Quellen und Stützpunkte. Seiner Gedichte sind nur wenige, aber hervorragend durch Wahrheit und Ernst der Gedanken, wie durch Kürze und Verdichtung der Sprache, so daß er als Dichtiger die neue classische Zeit beginnt und die Höhe eines Klippfuss abnen läßt; viele seiner Jugendarbeiten hat er verbrannt; die erste Sammlung 1732 ohne seinen Namen; das älteste darin ist vom 25. März 1725 (Morgenslied). Später schrieb er einige staatswissenschaftliche Romane: „Ufona“, „Alfred“ und „Gato“. Er starb am 12. December 1777.

Vorrede zur ersten Auflage seiner Gedichte. (1776.)

Da ich zum eilften Male diese mehrentheils in meiner ersten Jugend verfertigten Gedichte herausgebe, davon die ersten vor einem halben Jahrhundert geschrieben sind, so schaue ich von meinem Alter auf diese Schriften mit einer gewissen Gleichgültigkeit zurück; kaum sehe ich sie mehr als meine Arbeiten an, und von der väterlichen Zärtlichkeit, die ein Dichter für die Früchte seiner Gaben hat, ist bei mir bloß ein Angebenken übrig geblieben. Seitdem ich von 1725 bis 1736, und von meinem siebenzehnten bis zu meinem achtundzwanzigsten Jahre die meisten derselben aufgesetzt habe, hat die Dichtkunst, zumal in Deutschland, eine große Veränderung erlitten. Ich kam in den Zeiten der leichten, und mit keiner Kritik damals noch eingeschränkten, Art zu reimen unter die Dichter; bloß ein Hagedorn fing in fast eben diesen Jahren an, in seinen geistvollen und mit vieler Sorgfalt ausgemalten Gedichten ein neues Muster zu zeigen; denn Kanitz war, bei allen seinen Naturgaben, doch etwas zu wässericht und zu weitläufig. Man sagte, meine Gedichte seien hingegen zu gedrungen, und die Gedanken zu kurz ausgedrückt, die Bilder auch nicht genugsam aus einander gesetzt. Aber die Dichter, die nach uns auf den deutschen Parnass traten, gingen in dem neuen Schwünge ihres Vortrages unendlich weiter. Sie entsetzten den Reim von seiner so lange ungestörten Herrschaft und führten dabei das römische und griechische Silbenmaß ein. Da aber die Trochäen und Daktylen im Deutschen fast unmöglich den Wohlklang der Alten erlangen können, da der Spondeus im deutschen Verse fast unerträglich ist, da die vielen stummen e und die gehäuften Consonanten die o, die a, die tönenden as und os, die angenehmen i der Alten, und die stehende Abwechslung mit Selbstlautern nicht ersetzen können, so wurde der Urheber der deutschen Hexameter genöthigt, seiner allzu sehr der reimlosen Rede sich nähernden Art zu dichten durch andere Mittel den über die Prose sich erhebenden poetischen Anstand zu geben. Man führte neue, zusammengesetzte, emphatische Wörter ein, man erfand selbst eine neue Wortfügung, die mit den alten Sprachen näher überein kommt. Glückliche Dichter wagten sich an die neue Art zu dichten, und gaben ihr, wie alle großen Beispiele thun, einen Vorzug und den Beifall des größeren Theiles der deutschen Nation. Einmal sind meine Gedichte geschrieben; sie in reimlose Linien zu übersetzen, wäre eine fruchtlose Bestrebung; ich muß mich damit trösten, daß meine in den veraltenden Reimen geschriebenen wenigen Gedichte an den Franzosen, am Pope, am Hagedorn und Uz noch einen Schirm haben und nicht völlig aus dem Parnass verdrungen werden können, so lange ihnen so mächtige Verbündete bleiben. Was ich für sie unter tausend Abhaltungen habe thun können, habe ich indessen gethan. Ich habe sie durchgegangen und an mancher Stelle die Feile nochmals gebraucht; andere sind wider alle meine Bemühungen harnüchtig gewesen. Ich habe gesucht, einige Wörter zu lindern, einige dunkle Stellen aufzuhellern, und die Sprache noch um etwas zu reinigen. Mehr haben mir die schweren Arbeiten von allen Arten nicht zugelassen, worunter ich mein Leben durchgekämpft habe, und obwohl ich jetzt endlich hoffe, in Ruhe und Freiheit meine übrigen Tage durchzubringen, so ist hingegen die Leichtigkeit und das Gelenke weg, mit welchem die Jugend ihre Begriffe ausarbeitet. Ich finde hier ein unüberwindliches Hinderniß vor, das sich der Vollkommenheit der Dichtkunst widersetzt. Die